

Gab es ein viktorianisches Internet?

Süffige Anekdotensammlung zur Geschichte der Telegrafie

Historische Vergleiche sind gewagte Unternehmen. Tom Standage ist mit seinem Buch über das „viktorianische Internet“ ein grosses Risiko eingegangen, und er hat es offenbar nicht gemerkt. Seine als „erstaunliche Geschichte des Telegraphen und der On-line Pioniere des 19. Jahrhunderts“ verkaufte Anhäufung merkwürdiger Geschichten flirtet nur gerade einen Augenblick mit der Möglichkeit eines Vergleichs, um dann ohne mit der Wimper zu Zucken dem simpelsten Strickmuster historischer Erzählung zu verfallen – grosse Männer, grosse Taten, grosse Zeiten.

Manches spricht ja tatsächlich dafür, auf Ähnlichkeiten in der Entwicklung von Internet und Telegraphie hinzuweisen. Sowohl Internet als auch die Telegraphie haben Geschäftspraktiken revolutioniert, brachten neue Formen der Kriminalität hervor, überschwemmten die Benutzer mit einer Flut von Informationen. In beiden Netzen wurden zarte Bande geknüpft, Geheimcodes ersonnen und geknackt, diverse Teilöffentlichkeiten mit Nachrichten versorgt. Skeptiker und euphorische Befürworter beider Systeme lieferten sich erbitterte Scheingefechte, nur um die Kommunikationskanäle letztlich doch zu benutzen. Wenn man schliesslich noch an ihre die Netze stützenden und feiernden Subkulturen denkt, dann ist der Schluss naheliegend, Punkte und Striche des Morsealphabets den Bits und Bytes der Computernetze ähnlich zu setzen.

Aber naheliegende Schlüsse können auch falsch sein. Was uns im „Viktorianischen Internet“ vorgespielt wird, ist nicht mehr als ein geschickter Marketingtrick. Die Unterschiede zwischen Telegraphie und Internet sind bei genauerem Hinsehen so gewaltig, ihre kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und technischen Voraussetzungen und Folgen so verschieden, dass der im Titel und in der Einleitung suggerierte Vergleich nur noch als Etikettenschwindel zu bezeichnen ist. Wer sich jedenfalls die Mühe machen wollte, Parallelen und Differenzen genau herauszuarbeiten, der müsste ein anderes Buch schreiben, als es Tom

Standage mit seiner süffigen Anekdotensammlung getan hat.

Es gehört zu den Kosten strapazierter Vergleiche, dass sie nur bei hinreichender Oberflächlichkeit haltbar bleiben. Telegraphienetze waren eben gerade keine „Inter“-Netze mit verteilter Netzwerkarchitektur. Vielmehr wurden sie zentralistisch verwaltet, sie wiesen einen hohen Grad an staatlicher und bürokratischer Kontrolle auf, orientierten sich – gewissermassen als vaterländische Kommunikationsverdichter – vornehmlich an nationalstaatlichen, militärischen und imperialistischen Kontexten, erzeugten Synergien in Zusammenarbeit mit der Briefpost und der Eisenbahn. Kurz: Telegraphische Netze standen unter einem völlig anderen Informations- und Kommunikationsregime als das Internet. Nichts zeigt dies deutlicher, als ein simpler Vergleich der jeweils herrschenden Zeichenökonomie.

Was unter den Bedingungen des Schriftmonopols an vorhersehbaren Missverständnissen noch analytisch und stilistisch abgedefert werden konnte, musste im Zeitalter telegraphischer Kommunikation zu einer strikten Ökonomie der Zeichen führen. Dies hätte man von den Literaten unschwer in Erfahrung bringen können: Wo jedes Wort zählt, machten „Pronomina, Artikel und einige Präpositionen und dergleichen (...) ja lediglich die Depesche dreimal so teuer.“ Dies jedenfalls konnte Gottfried Kellers Martin Salander beim Ausfüllen eines Telegrammformulars unschwer feststellen. Dennoch bestand dessen Frau auf den schmückenden Beiwörtern. „Ich weiss wohl, es ist vielleicht närrisch“, erklärte sie bescheiden, „allein es will mir vorkommen, dass diese kleinen Zutaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, so dass Setti das Gefühl hat, *als hörte sie uns mündlich reden*, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht.“

Unter den Bedingungen rechnergestützter Telekommunikation müsste man eher von einem Zuviel an Baumwolle sprechen, welches den Sinn erstickt. Das wird uns spätestens klar, wenn wir die in schwachen Stunden abonnierten e-mails gleich im Dutzend auf den sogenannten Schreibtisch gespült bekommen. Beiträge zu Diskussionslisten oder Nachrichten über eben erschienene Softwarepflästerchen, deren kilobyteschweres Format in scharfem Kontrast zur unerträglichen Leichtigkeit ihres Inhalts stehen, füllen die Inbox ohne Rücksicht auf unsere Lesekapazität, ausser sie werden vom automatischen Filter des Mailtools freundlicherweise gleich nach ihrer Ankunft entsorgt. Der e-mail Flut mit ihrem inflationären, von der

Watte der Netiquette und farnefrohen Animationen aufs Sanfteste gepolsterten Stil täte ein gerüttelt Mass von jenem „verwünschten Telegrammstil“ gut, zu dem sich Friedrich Nietzsche 1879 aus pathologischen Gründen genötigt sah und der Frau Salander die zwischenmenschliche Kommunikation erschwerten

Die Verhältnisse von Zeichensatz und Ausdrucksmöglichkeit, von Text und Stil, von Übermittlung und Gespräch wurden im ausgehenden 19. Jahrhundert also als prekär empfunden. Diese Relationen wären eine gute Ebene gewesen, um die *contradictio in adjecto* eines viktorianischen Internet erfolgreich behandeln zu können. Prekär war nämlich auch, damals wie heute, das Verhältnis von Übertragungsgeschwindigkeit und Bedeutung. Standage hätte nur einige Seiten des wichtigsten amerikanischen Kulturkritikers zu lesen brauchen, um diesen Zusammenhang glasklar fassen zu können. „Wir haben es äusserst eilig, eine telegraphische Verbindung zwischen Maine und Texas herzustellen, aber vielleicht haben Maine und Texas sich gar nichts Wichtiges mitzuteilen“, lautete 1854 der bärbeissige Kommentar von Henry D. Thoreau zur Telegraphenmanie seiner Zeitgenossen. Schliesslich komme es nicht darauf an, möglichst rasch miteinander zu reden, sondern möglichst vernünftig miteinander zu reden. Und dennoch: „Wir tragen uns mit dem Gedanken, durch unterseeische Kabel die Alte und die Neue Welt einander um ein paar Wochen näher zu bringen; doch die erste Nachricht, die dann vielleicht an unser demokratisches Ohr dringt, ist die, Prinzessin Adelaide habe den Keuchhusten.“

Erwartungsenttäuschungen begleiten telekommunikative Entwicklungsschübe allenthalben. Sie stellen sich aber auch dort unfehlbar ein, wo unter einem plakativen Buchtitel letztlich nur noch seichte Unterhaltungsliteratur angeboten wird.

David Gugerli, Zürich

Tom Standage, Das viktorianische Internet. Die erstaunliche Geschichte des Telegraphen und der Online-Pioniere des 19. Jahrhunderts, Midas Management Verlag AG, St. Gallen/Zürich 1999 (orig. The Victorian Internet, Walker Publishing Company Inc. 1998), ISBN 3-907100-72-7, sfr.